



Beim „Science Slam“ zählt Kreativität: Immuninformatiker Johannes Söllner verdeutlicht mit Legosteinen alternative Lesarten von Aminosäuresequenzen, den „Zutaten“ für Gene.

Foto: Braumann

Wenn Wissenschaftler zu HipHoppern werden

Tausche Labor gegen Bühne: Seine Forschung verständlich präsentieren kann der wissenschaftliche Nachwuchs beim „Science Slam“. Unterhaltung für ein breites Publikum birgt aber auch die Gefahr einer Realitätsverzerrung.

Sophie Niedenzu

Eine Maus, die täglich Wein trinkt, zeigt im Laufrad eine größere Ausdauer als nüchtern. Schuld daran ist der im Wein enthaltene Inhaltsstoff Resveratrol, erklärt Nachwuchsforscher René Anour dem Publikum.

Dieses besteht aus etwa 300 Zuhörern, die im Wiener Reigen bei Bier und Wein Anours Auftritt verfolgen. „Bühne frei!“ heißt es nämlich zum zweiten Mal für die sechs Teilnehmer des „Science Slam“. Das Konzept dahinter: Wissenschaft in sechs Minuten verständlich zu präsentieren und populärer zu machen. „Wir tauschen bewusst Hörsäle gegen Lokale, um eine Durchmischung des Publikums zu erreichen“, erklärt Organisator Bernhard Weingartner. Er selbst ist Physiker an der TU Wien und Gewinner des „FameLab“ 2008 (*Wissen*).

Anours Zeit ist noch nicht abgelaufen. Resveratrol als Leistungssteigerer funktioniert nicht beim Menschen, muss er die Zuschauer enttäuschen. „Wenn ich untrainiert den Vienna City Marathon schaffen möchte, müsste ich täglich mehrere hundert Flaschen Wein trinken“, erzählt er. Mit seiner Weinflasche in der Hand geht Anour schließlich von der Bühne.

Flaschen, Hula-Hoop-Reifen, Bleistifte und Stoffsackerln werden zu Hilfe genommen, die im Uni-Alltag beliebten Powerpoint-Präsentationen sind verboten. Hier sind vor allem Kreativität und Rhetorik gefragt. Manche Jungwissenschaftler versuchen auch das Publikum einzubinden.

„Wer möchte die Cholera?“, ruft etwa Johannes Söllner und wirft den Erreger in die Menge. Er ist hellblau, 16 cm lang – und aus Plüsch. Söllner kommt aus dem exotisch klingenden Bereich „Immuninformatik“ und beschäftigt sich mit der alternativen Entwicklung von Impfstoffen. Zum besseren Verständnis packt er bunte Legobausteine aus und erklärt mit deren Hilfe die „Kochrezepte“ der Gene: Zwischen Rezeptanfang und -ende liegen die Zutaten, die Aminosäuren. Sie bilden bestimmte Codesequenzen, können aber unterschiedlich gelesen werden. Söllner beschäftigt sich mit alternativen Lesarten.

Das Publikum entscheidet

Nachdem das Publikum mehr über biologische Schädlingsbekämpfung, automatisierte Musikererkennung und die Eigenschaften von Graphen, Kohlenstoffe mit wabenförmigen Strukturen, erfahren hat, betritt schließlich Georg Drennig die Bühne. Auf einem Sessel hängen ein grüner Helm, ein grünes Thermo-Unterhemd und eine Jacke. Thema: das „globale Imaginäre“. Darunter versteht Drennig „G’schichtln, die eine Gesellschaft über sich selbst und andere erzählt“. Das Bühnenbild steht für die „typische Relevanz von Sport in Vancouver“.

Gemessen an den Kriterien Inhalt, Verständlichkeit, Präsentation und Kreativität wird schließlich Drennig als bester „Slammer“

vom Publikum gekürt. „Ich fühle mich wie ein HipHopper“, sagt er mit Blick auf die dicke goldene Kette der Medaille, die von seinem Hals baumelt. Durch die Teilnahme wolle er „mehr Verständnis für die Wissenschaft und die Wissenschaftlichkeit schaffen“.

Wissenschaft populär aufzubereiten ist zwar ein erklärtes Ziel – Wissenschaftsforscherin Ulrike Felt zeigt sich jedoch skeptisch: „Man kann über den ‚Science Slam‘ sicher zur Unterhaltung beitragen und Interesse wecken, dass aber ein Verständnis für die Wissenschaft vermittelt wird, bezweifle ich“, sagt sie.

Gleichzeitig besteht für Felt die Gefahr einer Realitätsverzerrung: „Solche Veranstaltungen geben den Anschein, dass Wissenschaft einfach wäre – die Forschungsrealität, nämlich der harte Wettbewerb, der Publikationszwang und unsichere Arbeitsplätze, wird ganz ausgeblendet.“ Zuschauer, die nicht zwischen Wissenschaft an sich und dieser Form, sich mit Wissenschaft auseinanderzusetzen, unterscheiden können, würden sich angesichts dieser „Fun-Action“ die Frage stellen, wofür Millionen Euro für Forschung investiert werden. Überspitzt formuliert: „Da könnten sie sich fragen: Was ist der Unterschied zwischen einem Wissenschaftler und dem Magier im Fernsehen?“, erklärt Felt. Wie komplex oder einfach Wissenschaft nun dargestellt wird, sei daher eine „delikate Balance“.

Nur Akzente setzen

Ursprünglich stammt das Format aus Deutschland. Dessen Erfinder, der Verständlichkeitsforscher Alex Dreppec, zeigt sich optimistisch: „Der ‚Science Slam‘ allein kann das Ziel, Wissenschaft populärer zu machen, sicher nicht erfüllen, aber entsprechende Akzente setzen.“ Seit 2006, als die Wissenschaftler erstmals in Dortmund „slammen“ durften, hat sich der Wettbewerb auf die wichtigsten Uni-Städte ausgebreitet. Die Sieger treten abschließend im deutschlandweiten Wettbewerb gegeneinander an. Wie sich die Szene in Österreich entwickeln wird, bleibt für Felt unklar: „Das ist ein zu junges Phänomen, um zu sehen, wie viele Leute sich auf Dauer dafür interessieren.“

Geplant wird jedenfalls schon: Der dritte „Science Slam“, vom Wiener Zentrum für Innovation und Technologie (ZIT) unterstützt, soll Mitte März in Wien stattfinden.

GEISTESBLITZ

Den Sinn in die Pflege bringen

Die Philosophin Doris Pfabigan erforscht Wege zu Würde und Autonomie im Alter

Karin Krichmayr

Wenn das Thema Pflege in der Öffentlichkeit debattiert wird, dann meist, wenn wieder einmal ein Skandal auffliegt, wenn Auswege aus explodierenden Kosten oder dem Problem illegaler Pflegekräfte gesucht werden. Der einseitige und oft emotionale Zugang gab Doris Pfabigan den Anstoß, sich mit anderen Fragen zu beschäftigen: nämlich wie Menschen selbstbestimmt und in Würde altern können. „Ethisches Handeln und die Wahrung der Würde werden in der geriatrischen Langzeitpflege ständig eingefordert – was das konkret bedeutet, ist aber kaum klar dargelegt“, sagt Pfabigan.

In ihrer kürzlich am Institut für Philosophie der Universität Wien abgeschlossenen Dissertation hat sie sich den Begriffen „Autonomie“ und „Würde“ aus philosophischer, aber auch aus soziologischer und pflegewissenschaftlicher Sicht genähert. Die Arbeit war Teil eines umfassenden Projekts, das vom Ethik-Experten Peter Kampits geleitet, gemeinsam mit der Pflegewissenschaftlerin Patricia Kacetyl durchgeführt und vom Wissenschaftsministerium gefördert wurde.

Bei ihrer Studie konnte Doris Pfabigan auf einen großen Erfahrungsschatz zurückgreifen: 20 Jahre lang war die 1960 geborene Wissenschaftlerin in der Altenpflege tätig, sowohl im stationären Bereich als auch in der Hauskrankenpflege. Mit 40 Jahren begann



Doris Pfabigan erforscht Kategorien von Würde. Foto: privat

die gebürtige Niederösterreicherin neben ihrem Job im Geriatriezentrum in Lainz das Philosophiestudium, wenig später wechselte sie ans Forschungsinstitut des Roten Kreuzes, wo sie sich mit Gesundheitsförderung und Migration beschäftigte.

„Zentrales Element der Würde ist das menschliche Bedürfnis nach einer stabilen, dauerhaften Bestätigung des eigenen Selbst, nach Selbstachtung, Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen durch soziale Anerkennungsformen wie Achtung und Wertschätzung“, sagt Pfabigan. „Im Alter radikalisiert sich die Angewiesenheit auf andere und damit auch die Anfälligkeit für Würdeverletzungen –

besonders in einer Zeit, in der Jugendlichkeit und Produktivität als Leitwerte gelten.“

Basierend auf einer Aufarbeitung der Würdekonzption Immanuel Kants sowie auf theologischen und therapeutischen Ansätzen, führte Doris Pfabigan qualitative Befragungen von Pflegebedürftigen und Angehörigen in ganz Österreich durch. „Daraus haben sich ganz konkrete Kategorien von Würde entwickelt: etwa ein Umgang auf gleicher Augenhöhe, das Ernstnehmen – also der Wunsch, nicht wie ein Kind oder eine Pflegenummer behandelt zu werden – oder das Behalten von Kontrolle, auch wenn man Hilfe braucht“, fasst Doris Pfabigan zusammen. „Dabei geht es vor allem um Wahl- und Entscheidungsfreiheit.“

Die derzeitige Debatte um Pflegequalität berücksichtige nur die Messbarkeit von Leistungen, nicht aber für die Würde relevante Aspekte wie sinnvolles Handeln oder bedeutungsvolle Beziehungen. Nach wie vor sei die Ausbildung für Pflegekräfte zu medizinlastig, kritisiert Pfabigan. In einem neuen Projekt des Nachwuchsförderprogramms „Sparkling Science“ erarbeitet Pfabigan nun auch mit Schülern und Lehrern bioethische Fragen, die in den Ethikunterricht einfließen sollen. Die zweifache Mutter ist überzeugt: „Wir sollten uns schon heute damit auseinandersetzen, wie wir selbst einmal behandelt werden wollen. Das nimmt auch ein wenig die Angst vor dem Altern.“

WISSEN

Bühne frei für die Wissenschaft

Auch beim „Famelab“ bekommen Nachwuchswissenschaftler Gelegenheit, ihre Forschung zu präsentieren. Der vom Wissenschaftsministerium veranstaltete Wettbewerb findet zum fünften Mal statt. Die Vorentscheidungen dazu werden in Innsbruck (5. 4.), Graz (8. 4.) und Wien (12. 4.) durchgeführt. Im Gegensatz zum „Science Slam“ kürt hier nicht das Publikum, sondern eine Fachjury den Sieger. Gesucht werden Natur- und Technikwissenschaftler zwischen 21 und 35 Jahren. Der Sieger qualifiziert sich für das Finale in Cheltenham, England. (sni)